

Catherine Newman



Und  
wir  
tanzen,  
Roman  
und wir  
fallen

PIPER

»Dieses Buch ist unerträglich herzerreißend, aber ich habe auf fast jeder Seite laut gelacht. Newmans Stimme ist witzig und warm, ihre Figuren fühlen sich an wie alte Freunde.« NEW YORK TIMES

## Prolog

»Edi, schläfst du?«

Ich flüstere, obwohl ich sie doch aufwecken will. Ihre Lider sind blau unterlaufen, ihre Lippen blass und spröde, trotzdem ist sie immer noch so wunderschön, regelrecht zum Anbeißen, wie ich finde. Ihre dunklen Haare wachsen wieder nach. »Wach auf, mein kleiner Spatz«, flüstere ich, aber sie rührt sich nicht. Ich sehe zu Jude, ihrem Mann, der nur mit den Schultern zuckt und sich über sein ebenmäßiges, erschöpftes Gesicht fährt.

»Editschka«, sage ich etwas lauter, mit slawischem Einschlag. Sie öffnet die Augen, kneift sie wieder fest zusammen, reißt sie erneut auf, fokussiert sich auf mein Gesicht und lächelt. »Hey Schätzchen, was geht ab?«

Auch ich lächle. »Ach, weiter nichts«, antworte ich. *Was für eine Lüge!* »Jude und ich haben nur ein paar Pläne für dich ausgeheckt.«

»Pläne wie Banh Mi von diesem leckeren Banh-Mi-Laden?«, fragt sie. »Ich bin nämlich am Verhungern.« Sie reibt sich über ihrem Flügelhemd den Bauch. »Nein. Nicht am Verhungern. Eigentlich bin ich nicht einmal hungrig. Ich hab wohl nur Lust auf irgendwas, was gut schmeckt.« Sie versucht, sich etwas aufzurichten, dann fällt ihr die Fernbedienung wieder ein, und der obere Teil ihres Bettes fährt mit dem mechanischen Surren nach oben, das auf meinem Mixtape des Sloan-Kettering-Soundtracks wäre, würde ich ein solches zusammenstellen. Genau wie das Didgeridoo-Stöhnen des Typen im Nebenzimmer. Oder das heitere Geplapper der Person, die die Tablett mit dem Mittagessen verteilt und dabei verkündet: »Wie vom Arzt angeordnet!«, auch dann, wenn es sich um eigenartig ungesunde »farblose Flüssigkeiten« wie schwarzen Kaffee und Wackelpudding ohne Zucker handelt.

»Für Banh Mi kann definitiv gesorgt werden«, versichere ich ihr. Ich zögere den Moment hinaus, und Jude seufzt. Er zieht sich einen Stuhl zum Kopfende und setzt sich.

»Super«, sagt Edi. Sie angelt sich eine Speisekarte von dem Papierstapel, der in ihre Nachttischschublade gestopft ist. »Mit extrascharfer Mayo. Nein, lieber mit Daikon-Rettich.«

»Edi«, setze ich erneut an. »Ich bin jetzt seit über zweiundvierzig Jahren total in dich verknallt. Glaubst du etwa, da vergesse ich so was wie deine anhaltende Abneigung gegenüber Rettich?«

Sie lächelt mich verzückt an und klimpert dabei mit den Wimpern.

»Moment noch«, werfe ich ein. »Extraviel scharfe Mayo? Oder extrascharfe Mayo?«

»Was?«, fragt sie.

»Edi«, sagt Jude nur.

Sie hört es seiner Stimme an, dreht sich zu ihm und fragt erneut »Was?«, doch da laufen mir schon die ersten Tränen über die Wangen.

»Scheiße«, sagt sie. »Nein, Leute, nein.« Sie wringt die Hände. »Ich bin nicht bereit dafür. Egal, worum es hier geht. Worum geht's?«

Es geht um Folgendes: Jude hatte sich auf dem Gang nach Edis weiterer Behandlung erkundigt. »Sollte sie heute keine Infusion bekommen?«, hatte er gefragt, was die Krankenschwester mit einem freudigen »Nein, nein! Damit sind wir ganz durch« beantwortete. Und das waren wir anscheinend auch. Aber tatsächlich hatte sich keiner mit uns über diese Entscheidung unterhalten. Als wäre sie längst gefällt worden, an einem anderen Ort, zu einer anderen Zeit. Da bestellt man einen Burger, doch die Küche trifft im Hintergrund ungefragt eine andere Entscheidung. »Wir haben keine Burger mehr«, teilt einem der Kellner dann mit. »Aber ich hätte da noch diesen Teller voller Nichts und als Beilage etwas Morphin und Trauer.«

Ellen, die Sozialarbeiterin, hatte Jude und mich in ihr Büro mitgenommen, um uns das *Macht das Beste aus den verbleibenden Tagen*-Gespräch reinzudrücken – während sie gleichzeitig klarstellte, dass dieses Das-Beste-daraus-Machen *nicht hier* stattfinden könne. Wir waren verwirrt.

»Ich bin verwirrt«, sagte ich dann auch, und Ellen hatte langsam genickt, uns mitleidig angelächelt, wobei kleine Falten um ihre Augen auftauchten, und uns eine Broschüre mit dem Titel »Nächste Schritte, beste Schritte« ausgehändigt. Darin ging es um Palliativpflege. Hospiz. »Aber das sind die *schlimmsten* Schritte«, warf ich ein, weil für mich anscheinend nichts so offensichtlich ist, um es laut auszusprechen, und bekam von Ellen eine Schachtel Taschentücher gereicht.

»Irgendwie bin ich wütend auf Sie, gleichzeitig denke ich aber auch, dass Sie wohl keine Schuld trifft«, ließ ich sie ehrlich wissen. Daraufhin lachte sie und versicherte mir, dass sie das verstehe, wirklich. Danach mochte ich sie.

Ellen versuchte, uns dabei behilflich zu sein, wie wir uns über die nächsten Schritte klar werden konnten. Dashiell, der Sohn von Edi und Jude, ist sieben Jahre alt und hat schon drei davon mit der Krankheit seiner Mutter verbracht. Ellen stellte die Überlegung an, ob es nicht schlicht zu traumatisch sei, Edi für die Hospizpflege nach Hause zu bringen, und schlug angesichts der Wahrscheinlichkeit eines raschen und qualvollen End-of-Life-Szenarios eine stationäre Behandlung als bessere Alternative vor. Das schien durchaus nicht verkehrt. Dashes letzter Besuch hatte in einem absoluten Desaster geendet: Als Edi ihm zum Abschied einen Kuss aufdrücken wollte, war ihr Blut aus der Nase gelaufen, was ihn völlig verschreckt hatte. Es war ein ganz gewöhnliches Nasenbluten gewesen, wie sich herausstellte, aber der ohnehin schon fragile Dash war danach gezeichnet. Buchstäblich gezeichnet. Aber auch im übertragenen Sinn fürs Leben gezeichnet.

»Vielleicht wäre es zudem besser, wenn er sich lieber früher als später von ihr verabschiedet«, schlug Ellen vor. »Damit er sich nicht darum sorgt, wann es so weit sein wird.«

»Wann was so weit sein wird?«, fragte ich. Die Unausweichlichkeit von Edis Tod glich einem zerknüllten Geldschein, den mein Hirn immer wieder aufs Neue ausspuckte. »Entschuldigung«, sagte ich gleich darauf. »Ich verstehe schon.«

Von der Krankenhauslobby des Sloan Kettering, des renommierten Krebskrankenhauses, riefen wir bei den empfohlenen Hospizen an, aber bei allen gab es eine Warteliste. »Eine Warteliste, echt jetzt?« Jude war perplex. »Ist denen eigentlich klar, worin das Prinzip eines Hospizes besteht?« Wir stellten uns eine Aufnahmekoordinatorin vor, die endlos Anrufe tätigte und einen Namen nach dem anderen von ihrer Warteliste strich. »Jaja, verstehe schon, vielleicht klappt's beim nächsten Mal!«

»Laut dem Sloan muss Edi morgen bis zum Mittag von hier weg sein«, sagte Jude und reichte mir die Zigarette, die wir zusammen rauchten. Wir waren nicht die Einzigen, die sich eingepackt in dicke Jacken vor dem Krankenhaus zusammendrängten und ihre dämliche, nur so vor Gesundheit strotzende Konstitution in die Januarkälte hinauspusteten, in der die Rauchwolken sich eigentlich zusammenbauschen müssten, um so Worte zu bilden wie: *Wir sind so was von am Arsch*.

»Bei uns oben gibt es ein Hospiz«, sagte ich, und Jude sah mich einen Moment lang eindringlich an. Ich lebe in Western Massachusetts. Dann trat er die Kippe mit dem Absatz aus, hob sie auf und warf sie in den Müll. »Da ist es nett«, fügte ich hinzu. »Ich hab da schon mal Leute besucht. Es ist ein richtiges Haus.«

»Und?«, fragte er.

Weiter wusste ich auch nicht. »Ich weiß es nicht. Wäre das verrückt? Sie da hinzubringen? Sie sagen, eine Woche, vielleicht zwei, vielleicht aber auch weniger.«

»Und was sollen wir dann machen?«, fragte Jude. »Ich möchte Dash jetzt wirklich nicht aus der Schule nehmen.«

»Ja, natürlich nicht. Mach das nicht.«

»Ich kann ihn aber auch nicht allein lassen. Nicht jetzt.«

»Ich weiß.« Eine Haarsträhne hatte sich in meinen Reißverschluss eingeklemmt, aber ich versuchte gar nicht erst, sie rauszubekommen. Meine Augen träneten, was wohl dem Rauch und der Kälte zuzuschreiben war, aber auch dem Schluchzen, das mich ganz unvermittelt übermannt hatte.

»Ich verstehe nicht, was du damit meinst, Ash.«

»Ich weiß. Ich weiß ja nicht mal selbst, was ich damit meine.«

»Würden Dash und ich uns dann *hier* von ihr verabschieden?«

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Könntest du das?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte er. »Ich meine, du warst auf unserer *Hochzeit*, Ash. Bis dass der Tod euch scheidet. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, sie jetzt zu verlassen – wer wäre ich denn dann?«

»Jude.« Ich beugte mich vor, sodass meine Stirn seine berührte. »Du würdest sie nicht verlassen. Du würdest dein Kind schützen. Edis Kind. Du hast das ›in guten wie in schlechten Zeiten‹ wahrhaft mit Bravour erfüllt. Wir würden sie einfach nur ...« – *Was? Was würden wir?* – »... wir würden sie etappenweise verabschieden. In Wechselbesetzung.«

»Das ist irgendwie dein Traum«, zog Jude mich auf. »Sie ganz für dich allein zu haben.«

»Ich weiß! Das wird jetzt auch höchste Zeit!«

»Damit du für sie einen auf edler Ritter machen kannst, wie du das immer schon gewollt hast.« Er lachte, gar nicht mal herzlos. Liebte er mich? Ja. Trieb ich ihn in den Wahnsinn? Auch das. Aber es stimmte, dass ich das Gefühl hatte, da oben in New England festzusitzen, wo ich eigentlich ein ganz glückliches Leben führte, mir aber trotzdem wünschte, ich wäre immer noch bei all denen in New York, mit denen ich aufgewachsen war, und ständig dieses schuldbewusste Sehnen verspürte, Edi

näher sein zu wollen. Meine Töchter waren inzwischen fast erwachsen, und mein Mann hatte mich allem Anschein nach verlassen. Ich war in meinem Leben an einem perfekten Moment angelangt, und zum perfekten Zeitpunkt für Edi. Natürlich nicht perfekt im eigentlichen Sinn.

»Du hast mir doch immer schon vorgeworfen, eine Opportunistin zu sein«, sagte ich zu Jude.

»Stimmt!«, erwiderte er nur.

Wir weinten noch ein bisschen und hielten uns mit unseren dick eingemummt Armen umschlungen. Dann zog Jude eine Flasche Handdesinfektionsmittel mit Lavendelduft aus seiner Jackentasche, bedeutete mir, die Hände auszustrecken, und spritzte etwas davon erst auf meine, dann auf seine Hände und zusätzlich auch noch auf seine Haare. Ich schüttelte jedem von uns ein paar Tic-Tacs auf die Hand, und schließlich liefen wir wohlriechend durch die Drehtür, um Edi aufzuwecken und ihr eine Frage zu stellen, aus der wir selbst noch nicht so ganz schlau wurden. Die schlimmste aller Fragen, wie sich herausstellen sollte.

## Kapitel 1

Wenigstens schlafe ich nicht mit dem Musiktherapeuten des Hospizes.

Cedar. Er ist vielleicht zwanzig, höchstens fünfundzwanzig Jahre alt und hat eine Stimme wie ein Engel, der eine Handvoll Kieselsteine verschluckt haben muss. Sein Gitarrenkoffer ist mit Aufklebern übersät: ein Smiley, ein Schädel, Drake, Joni Mitchell.

»Wenn du mal berühmt bist, dann werde ich erzählen, dass ich dich schon davor kannte!«, sagte ich einmal, was ein Fehler war. Denn er schüttelte daraufhin den Kopf, und seine babyglatte Stirn überzog sich mit einem kummervollen Kräuseln. Ich hatte ihn völlig falsch eingeschätzt.

»Nein, nein«, widersprach er. »Das hier ist es. Ich mache doch schon, was ich machen will.«

»Ja, klar doch!«, korrigierte ich mich rasch. »Das ist der absolut perfekte Job für dich.«

»Absolut, aber manchmal träume ich, dass mich jemand um einen Song bittet und ich dann sagen muss: ›Moment mal eben, den kenne ich nicht. Den muss ich schnell auf dem Handy recherchieren.‹ Aber während ich dann ›Luck Be a Lady‹ oder etwas in der Art google, sterben sie. Und dann ist das Letzte, was je jemand zu ihnen gesagt hat: ›Moment mal eben.‹«

»Scheiße, Mann, Cedar«, sagte ich.

»Ja, Mann.«

Jetzt sitzt er am Fußende des Bettes und klimpert den Anfang eines Songs. Die Beatles, »Across the Universe«. Edi hat die Augen geschlossen, lächelt aber. Irgendwo da drin ist sie wach. »Cedar«, sagt sie, und er sagt: »Hey Edi«, legt eine Hand auf ihr Schienbein, kehrt dann wieder zu seinem Song zurück und singt, summt die Textstellen, an die er sich nicht erinnert. Mit jedem Einatmen füllt sich mein Herz mit Trauer, und mit jedem Ausatmen lasse ich sie wieder ziehen.

Wir sind jetzt – *Edi* ist jetzt – schon seit drei Wochen im Hospiz *Der gnädige Hirte*. Drei Wochen, das ist eine lange Zeit in einem Hospiz, doch aufgrund dessen, wofür ein Hospiz steht, vergeht sie gewissermaßen wie im Flug. Allerdings ist es ein Kriechflug, wie in der Zeitschleife eines Gruselkabinetts. Wie das Leben mit einem Neugeborenen: Erst kommt das Frühstück, da ist noch alles Friede, Freude, Milcheinschuss, doch dann steht ein ewig langes Füttern und Windelwechseln an, in einer Endlosschleife, die einem eigenartigen Höllenkreis von *beschmutzten Nachthemden* gleicht. Und auf einmal hat dann auch schon wieder der nächste Tag angefangen, und man fragt: »Na, wer möchte Frühstück haben?« Aber hier will *niemand* sein Frühstück haben. Bis auf Edi. »Ohhh. Kann ich Frenchtoast haben?«, hat sie Olga, die ukrainische Krankenschwester, die wir so mögen, heute Morgen gefragt, die das mit einem »Aba natierlich« beantwortet hat.

Als wir sie dort angemeldet haben, ist das Hospiz davon ausgegangen, dass Edi höchstens ein oder zwei Wochen als Gast hier sein würde.

»Für uns ist das hier kein Ort, an den die Menschen zum Sterben kommen«, hatte uns die fröhliche Aufnahmeberaterin mitgeteilt. »Für uns kommen die Leute hierher, um zu *leben!*«

»Um *vor sich hin krebssend* zu leben«, hatte Edi mir zugeflüstert, und ich hatte gelacht.

Wir alle bezeichnen das Hospiz als das Unflätig – sagen so was wie »Ich treffe dich dann im Unflätig« –, weil Edi, die nur halb wach war, als wir das erste Mal darüber sprachen, dachte, das Hospiz würde Der unflätige Hirte heißen. »Unflätig – so wie unanständig oder verdorben?«, hatte sie gefragt.

»Moment mal, was?«, hakte ich nach. Und dann, als ich vor Augen hatte, was sie vor Augen hatte:  
»Ja. Genau so.«

Es ist schwierig, Zeit in einem Hospiz zu verbringen, weil man ja offiziell am Sterben ist. »Bin ich das denn wirklich?«, fragt Edi manchmal, wenn wir darauf zu sprechen kommen, wie das in einem Hospiz nun einmal unausweichlich passiert. Dann runzle ich die Stirn und zucke mit den Schultern, was einem *Wer weiß das schon?* gleichkommt.

»Sollte mir was zustoßen ...« Damit fängt sie ganz gern mal einen Satz an – über Dash oder Jude, ihre Tagebücher oder ihren Schmuck.

»Was soll dir denn schon passieren?«, frage ich nur.

Sie lacht und sagt: »Ich weiß schon! Aber nur für den Fall.«

Manchmal kommt der Hospizarzt vorbei – der große gut aussehende Mann, den wir Dr. Soprano nennen, weil er James Gandolfini ähnelt –, und dann fragt sie ihn: »Wie sieht es aus, wann komme ich hier raus?« Ihm ist anzusehen, dass er nicht weiß, ob sie scherzt oder nicht, vermutlich, weil sie das tatsächlich nur halb im Scherz fragt.

»Gute Frage«, sagt er dann mit einem Pokerface, durchwühlt ihre Süßigkeitenschale und bricht sich ein Stück von der Schokolade ab, die er so gern mag. »Darf ich?«, fragt er hinterher und fügt noch hinzu: »Wenn es jemand hier rausschafft, dann bist das ganz eindeutig du, Edi.«

Was, um ganz ehrlich zu sein, nicht viel heißt. Das Durchschnittsalter der anderen Patienten liegt gefühlt bei etwa hundertfünfzig. Manche von ihnen sind so alt, ihre Körper so abgenutzt und ausgelaugt, dass man mitunter, wenn man in ihre Zimmer späht, um Hallo zu sagen, nicht einmal sagen kann, ob sie in ihren Betten liegen oder nicht. Sie sind fast ganz platt, wie Papierpuppen, denen etwas Watte als Haare auf den Kopf geklebt wurde. Man erwartet gewissermaßen, dass ihr Geist dem Körper entsteigt wie in einem Zeichentrickfilm.

Eine von ihnen mag es, wenn ich zu ihr komme und ihre Hand halte. Sie bietet mir dann immer ein Zitronenbonbon aus ihrer speziellen Bonbondose an und fragt: »Bist du direkt vom Schulbus hergekommen?«

»Ja, Ruth! Ich bin direkt zu dir gekommen.« Mein fünfundvierzigjähriges Ich, geradewegs vom Schulbus – mit meinen dunklen Augenringen, der Plantarfasziitis und den Brüsten, die an meinem Torso nach unten hängen wie beigefarbene Kniestrümpfe, in denen keine Beine stecken. Nur ein Hospiz kann einem in Erinnerung rufen, dass körperlicher Verfall etwas gänzlich Relatives ist.

»Ich glaube, ich leide an leichter *Demenz*«, flüsterte Ruth mir einmal entschuldigend zu.

»Ach, bitte. Das tue ich doch auch«, flüsterte ich zurück.

Ruth ist schon etwas über ein Jahr hier, was Edi als Inspiration dient, wie ich weiß, auch wenn sie das selbst nie gesagt hat. Ruth ist hier diejenige, die sich jeden Nachmittag und manchmal auch abends

*Der Fiedler auf dem Dach* ansieht. Dabei hat sie die Lautstärke voll aufgedreht, und für ein paar Stunden ist das tagein, tagaus der Soundtrack zu jedermanns Sterben. Man hilft jemandem zu »Jente o Jente« beim Anziehen von Kompressionsstrümpfen oder frischen Unterhosen. Jemand weint in deinen Armen, während Tevje »Wenn ich einmal reich wär« trällert. Oder aber »Jahre kommen, Jahre gehen« ertönt, und man schwankt zwischen Weinen und Lachen, weil ein Kothaufen auf dem Boden liegt und man nicht weiß, ob er von einem Menschen stammt oder von einem der Hunde im Hospiz.

Wir hören die Ouvertüre, Ruth klatscht begeistert, juchzt in ihrem Zimmer, Cedar sagt: »Das ist mein Einsatz«, und packt seine Gitarre in den Gitarrenkoffer. Er küsst Edi auf die Wange, küsst auch mich und zieht leise die Tür hinter sich zu.

»O Gott, Ash«, sagt Edi. Ihre Augen sind immer noch geschlossen. »Du schläfst mit Cedar.«

»Edi! Himmel! Ich bin doch keine Grabräuberin.«

Sie lacht und sagt: »Du wolltest wohl *Wiegenräuberin* sagen.«

»Ach!« Ich schlage mir gegen die Stirn. »Ja natürlich, entschuldige.« Es kommt zu vielen Momenten voll peinlicher Unbeholfenheit in einem Hospiz, wenn man zum Beispiel so etwas sagt wie: »Dieses Eis ist so lecker, ich könnte glatt sterben«, oder: »Puh, ich habe so viel Eis gegessen, ich kann nicht mehr, ich platze gleich«, und dann fällt einem ein, dass ein tatsächlich im Sterben liegender Mensch auch gerade Eis isst, oder aber jemand, der tatsächlich hofft, es würde mit ihm zu Ende gehen.

»Aber er ist schon süß«, kann ich mir nicht verkneifen. »Timothée Chalamet müsste ihn in einem Film spielen.« Edi lächelt und hält drohend den Zeigefinger hoch.

»Mach es bloß nicht.«

»Das würde ich nie«, erwidere ich ganz ernst.

»Hey«, fährt sie mit geschlossenen Augen fort. »Honey kommt nachher hier vorbei. Ich hoffe, das ist okay für dich. Er bringt mir irgendwelches Zeugs.«

Honey ist mein Ex-Mann. Oder das wäre er, wären wir nicht so feige und faul und würden uns tatsächlich scheiden lassen. Das *Zeugs*, das er Edi bringt, kommt von der Apotheke in der Stadt, die ihm gehört. Oder die *uns* gehört, wenn man es genau nimmt.

»Natürlich«, sage ich. »Er lebt fast wieder zu Hause. Ich glaube, er will später vorbeikommen, um Jonah zu sehen.«

»Was, Jonah ist immer noch hier?«

»Meinst du *hier* hier?« Ich bin mir immer nicht ganz sicher, wie viel sie mitbekommt. »Hier im Zimmer? Nein.«

»Nein«, sagt sie und macht die Augen auf. »Das weiß ich. Hier in der Stadt.«

Ihr Bruder kommt an den Wochenenden von New York hierher, und für gewöhnlich ist er am Montag wieder weg. Doch diese Woche bleibt er ein paar Tage länger und arbeitet von mir zu Hause aus, um ein paar mehr Besuche im Unflätig unterzubringen.

»Ja. Er ist heute Morgen da gewesen. Aber da warst du wohl etwas abwesend. Wegen der Medikamente.« Sie nickt und schüttelt dann genervt den Kopf. Sie erinnert sich nicht daran.

»Scheiße, Mann!«, flucht sie. »Das ist alles so beschissen!«

Ich stelle mir ihr Gehirn wie eine Bar vor, in der ihre Gedanken und Erinnerungen eine letzte Runde trinken. Es ist Sperrstunde, doch man muss noch nicht nach Hause gehen, kann allerdings auch nicht hierbleiben. Ich entwirre ihre Schläuche und Kabel, hänge sie an den Infusionsständer hinter ihr und krabbele zu ihr ins Bett. Ein paar Tränen quellen aus ihren geschlossenen Augen hervor.

»Das ist es«, sage ich, lege den Kopf auf ihr Kissen. Ich berühre eine Träne mit der Fingerspitze und presse die Fingerspitze auf meine Lippen. »Total beschissen.«

## Kapitel 2

Jonah und ich reden über das, worüber wir immer reden – über Erfindungen, die Edi retten könnten. Immer wieder hört man von Menschen, die an Krebs sterben, und es ist durchaus nachvollziehbar, weshalb man nicht allzu viel darüber nachdenken will. Bis das mit Edi passierte, habe ich mich niemals gefragt, woran diese Menschen letztlich starben. Tatsächlich ist es nämlich nichts Abstraktes, das jemanden umbringt – es ist nicht etwa das Wort *Krebs* oder die Tatsache, Krebs zu haben, die gellend und mit erhobener Axt über einen herfällt. Es ist der Zusammenbruch des Körpers, seiner spezifischen Organe und Funktionen.

Wie die meisten Menschen mit Eierstockkrebs wird Edi sterben – *wenn* sie denn stirbt! –, weil ihre Eingeweide aufhören zu arbeiten. Was sie zu guter Letzt umbringen wird, sind (Achtung, Spoiler!) ein Darmverschluss, Malabsorption und eine katastrophale Elektrolytstörung, auf die Nieren- oder Leberversagen folgt.

»Es geht doch einfach nur darum, eine kaputte Leitung zu reparieren«, sagt Jonah zu mir. »Verdammt, man könnte doch meinen, dass es dafür inzwischen eine App geben müsste.«

»Ich würde gern die superschlauen Köpfe am MIT darauf ansetzen«, überlege ich laut. »Kann ich den Studierenden nicht einfach eine Mail schicken? ›Wettbewerbsausschreibung! Erfinde einen Herzschrittmacher, aber nicht für das Herz, sondern für die Eingeweide! Gewinne einen Geschenkgutschein für Bubble Tea!«

»Genau«, meint Jonah. »Du könntest Jules doch fragen.« Jules, meine älteste Tochter, studiert im zweiten Jahr Ingenieurwissenschaften am MIT. »Da könnte aber ein ganz schöner Druck entstehen«, meint er noch, und ich stimme ihm seufzend zu.

Jonah, der mehr seufzt als alle, die ich sonst kenne, seufzt ebenfalls – niemals lässt er einen meiner Seufzer unbeantwortet – und rollt sich nackt auf den Rücken. »Edi wird uns umbringen«, sagt er, wie er das sagte, als wir Teenager waren.

Und wie damals, als wir Teenager waren, halte ich dagegen: »Nicht, wenn sie es nicht herausfindet.«

Jelly, die Katze, klettert auf Jonahs Brust und starrt ihn an, ohne zu blinzeln. »Sie hat mich vorhin schon mal so verstörend angestarrt«, sagt er.

»Ja. Sie mag es nicht, wenn du hier so herumgrunzt. Hätte sie Finger, würde sie dir den Mittelfinger zeigen.«

Der Türknauf quietscht, hastig ziehen wir das Laken zum Kinn hoch, die Katzen flüchten vom Bett, und dann platzt Belle, meine Siebzehnjährige, ins Zimmer herein und bleibt wie erstarrt in der Tür stehen.

»O Gott, Mom, das ist ja ekelhaft!«, ruft sie. Dann fügt sie noch hinzu: »Ist nicht böse gemeint, Jonah.«

»Das habe ich auch nicht so aufgefasst«, sagt er.

»Du sollst mich doch nicht als Schlampe hinstellen«, schimpfe ich.

Sie lacht, ehe sie erwidert: »Der Punkt geht an dich«, dann reicht sie mir eine Bescheinigung von der Schule, die ich unterschreiben muss. Ich richte mich vorsichtig auf, behalte das Laken um meine tragischen Brüste gewickelt, um sie nicht noch weiter zu deprimieren.

»Hast du nicht schon in der fünften Klasse einen Ausflug zu einer Kläranlage gemacht?«, frage ich.

Sie zuckt mit den Schultern. »Ich will einfach nur eine Runde im Bus dösen«, meint sie, schnappt sich den unterschriebenen Zettel, hebt Jelly hoch und ist wieder aus der Tür, ruft uns aber noch zu: »In zwanzig Minuten gibt's Abendessen. Enchiladas. Vergiss nicht, dass Dad kommt. Und schließ einfach die verdammte Tür ab.«

»Danke!«, rufe ich ihr hinterher, sehe dann zu Jonah und ziehe eine Grimasse.

»Ist das peinlich!«, stößt er aus.

»Stimmt. Glaubst du, dass ich eine schlechte Mutter bin?«, frage ich, und Jonah rollt sich wieder auf die Seite und lächelt mich an.

»Vielleicht?«

Ich höre Belle in der Küche hantieren, kann aber nicht sagen, ob es das normale Klappern ist – das unvermeidliche Geräusch, wenn das Abtropfsieb ins Spülbecken gestellt wird – oder ob es vielmehr ein spitzes *Meine Mutter ist so eine widerliche Schlampe*-Geklapper ist. Doch in meinem Schlafzimmer ist die Decke abgeschrägt und niedrig, hier ist es gemütlich, und der Geruch von Kreuzkümmel weht tröstend herein.

»Ach ja«, sage ich nur, und Jonah lacht.

Ich bin mit Jonah befreundet, seit ich mit Edi befreundet bin, seit Edi und ich im Kindergarten damit beauftragt wurden, uns um Vinnie zu kümmern, die Venusfliegenfalle im Gruppenraum. Wir gaben ihr etwas Wurst von unseren Sandwiches und sangen ihr das jüdische Volkslied »Dona, Dona« mit so viel bebendem Vibrato vor, dass wir weinen mussten. Die Venusfalle wurde von den Wurststücken immer dicker, dann schwarz und fiel schließlich ab, und eines Tages kamen wir dorthin, und Vinnie war weg. Stattdessen stand ein Geldbaum an ihrem Platz auf der Fensterbank. »Nur Wasser für diese hier«, sagte unsere nette Erzieherin, doch da war ich schon bei Edi zu Hause gewesen und hatte ihren bellenden Deutschen Schäferhund Zeus und ihren dunkelhaarigen älteren Bruder Jonah kennengelernt und mich Hals über Kopf in alle verliebt.

Ich hatte das Glück, zusammen mit einer besten Freundin auch einen großen Bruder zu bekommen. Die Sorte Bruder, die man letztlich flachlegt, aber wir hatten wirklich viele, sehr viele züchtige Jahre, bevor das passierte, das schwöre ich. Da ging es nur um Vier gewinnt und *Gilligans Insel*. Um Pizzastücke für fünfzig Cents, Hotdogs von Sabrett, ebenfalls für fünfzig Cents, Süßkram von Chuckles für sechzehn Cents und die gesamten ersten acht Serien der Wacky-Pack-Sammelkarten, die so herrlich nach dem erfrischenden Wintergreen-Kaugummi dufteten. Damals kam es mir nicht einmal in den Sinn, Jonah auch nur anzusehen. Das ist so was von gelogen! Ich war total in ihn verknallt, schon die ganze Zeit – und ja, ich habe Edi dabei ertappt, wie sie mich manchmal etwas eigenartig angesehen hat. Trotzdem waren wir ein glückliches Trio, und unsere *Nichts-hinterfragen-nichts-sagen*-Methode des Verheimlichens und Vertuschens funktionierte über viele Jahrzehnte hervorragend.

Inzwischen hat Jonah keine Haare mehr auf dem Kopf, doch seine dichten, buschigen Augenbrauen glänzen kastanienbraun im letzten Abendlicht.

»Deine Augenbrauen«, sage ich bewundernd.

Er fährt mit dem Finger über eine, lässt sie dann anzüglich wackeln und fragt: »Magst du das?« Danach setzt er sich auf und beugt sich nach hinten, bis sein Rücken knackst. »Es ist ganz schön anstrengend für mich alten Knaben, Zeit mit dir zu verbringen«, sagt er, ehe er aufsteht und sich wieder in seine farblich aufeinander abgestimmten Designer-Klamotten wirft.

Er managt einen Hedgefonds, und ich habe mir nie die Mühe gemacht, in Erfahrung zu bringen, was das, mal abgesehen davon, die Armen zu beklaumen, wie ich annehme, eigentlich bedeutet. Ich stelle mir immer eine echte Hecke vor – einen Formschnitt wie ein Dollarzeichen, dazu Jonah, der mit einer Heckenschere daran arbeitet, und schwere Säcke voller Geld, die vom wolkenlosen Himmel auf ihn herabregnen.

Das beschreibe ich ihm jetzt, und er erwidert: »Genau so sieht es aus«, dann deutet er auf seinen grauen Kaschmirpulli, seine Designer-Jeans und meint: »Das alles könnte dir einmal gehören.«

Ich ziehe den schäbigen My-Little-Pony-Kapuzenpullover an, den ich von Belle gemopst habe, und erwidere: »Eines Tages ganz bald sogar, weil ich nämlich alles verstecken werde, ehe du wieder gehst.«

Unten bereitet Belle einen ihrer für sie typischen Salate zu, viele feste, komplizierte Gemüsesorten, aufgereiht auf dem Schneidbrett. »Winter in New England«, sagt sie immer ganz belehrend, »ist nicht die Zeit für Kopfsalat.« Stattdessen ist es augenscheinlich wohl eher die Zeit für riesige Rettiche, dreckige Kohlrüben und solche mit lila Spitzen, alles wird geschrubbt, klein geschnitten und dann mit einer scharfen Soße aus Zitrone und Chili angemacht, was sehr überraschend und erfrischend lecker schmeckt.

»Was kann ich machen?«, frage ich. »Abgesehen davon, die Kerzen anzuzünden?«

Sie bittet mich, Schmand in eine Schale zu geben, eine Handvoll Koriander zu waschen und klein zu schneiden und vier Teller in der Mikrowelle anzuwärmen, und das mache ich dann auch. Im Fenster über dem Küchentisch ist noch immer etwas blasses rosafarbenes Tageslicht unter dem dunkelblauen Abendhimmel zu sehen. Ich mache Belle darauf aufmerksam.

»Mom«, sagt sie, während sie die Rüben in der riesigen Salatschüssel aus Holz durchknetet, »können wir bitte nicht zum hunderttausendsten Mal unsere *Es ist Februar und die Tage werden wirklich länger*-Unterhaltung der Woche führen? Ja, die Tage werden wirklich länger.«

»Entschuldige, dass ich so fröhlich bin«, erwidere ich, und sie zeigt mir den Mittelfinger, ehe sie die Topfhandschuhe anzieht und die Enchiladas aus dem Ofen holt, die so gut duften, dass ich tatsächlich bereit wäre, sie als letztes Mahl zu mir zu nehmen und danach zu sterben. (Also aber natürlich nicht *wirklich!*) Mir wird jedenfalls klar, dass ich hungrig bin. Gut möglich, dass ich den ganzen Tag über nichts gegessen habe.

»Du bist eine perfekte Tochter«, sage ich ehrlich und drücke Belle einen Kuss auf die Schläfe, an der ihre kurzen dunklen Haare büschelweise elektrisiert abstehen.

»Danke«, erwidert sie lächelnd und windet sich rasch aus meiner Umklammerung.

Ihre Kochkünste verdankt Belle ihrem Vater, der immer für uns kochte, ehe er uns verließ. Von Zeit zu Zeit kocht er bei uns, auch jetzt noch, aber er betreibt nicht mehr die Cateringfirma, die er fast unser ganzes Eheleben über führte. Zu dieser Firma gehörte, abgesehen von dem Geld, das sie einbrachte, dass ich den Fahrdienst für die Kinder mit einem Lieferwagen übernehmen musste, auf dessen Seiten in flammenden Lettern FRISCH AUS HELL'S KITCHEN zu lesen war (er änderte den Namen später in das freundlichere Schmausefalle). Ebenso bestand der Großteil unserer Mahlzeiten aus den Resten von Hochzeits- und Bar-Mitzwa-Feiern.

Unsere Kinder wuchsen in dem Glauben auf, dass ausgefallene Vorspeisen ganz alltägliches Essen waren.

»Was ist das überhaupt?«, fragte ein anderes Kindergartenkind Jules eines Tages hinsichtlich des rätselhaften Inhalts ihrer Brotbox, und wie die Erzieherin mitteilte, habe Jules das mit »gefüllte Portobello-Törtchen« beantwortet. »Gefüllt mit was?«, habe das andere Kind gefragt, und Jules habe die Pilztörtchen in ihrer kleinen Hand kritisch beäugt, dann mit den Schultern gezuckt und »Focaccia mit Rosmarin?« geantwortet.

»Endivie passt zu allem und jedem«, lautete damals eines von Honey's Mantras, und die Kinder löffelten Forellenmousse oder Granatapfel-Ziegenkäse-Creme mit den süßlich-bitteren Blättern, weil es das nun einmal bei uns gab. Sie aßen geräucherte Jakobsmuscheln als Snack nach der Schule, piekten sie mit Zahnstochern auf, tunkten sie in ein Rettich-Aioli und stießen dabei ein genüssliches *Mhmmm!* aus. In Sachen Essen ging es uns sehr gut. Und wahrscheinlich auch in anderer Hinsicht, um ganz ehrlich zu sein.

Jonah kommt die Treppe in Socken nach unten gepoltert, genau dann, als Honey die Küchentür aufstößt und ein Schwall kalter Luft mit ihm hereinweht.

»Das stand vor der Tür«, sagt er und reicht mir einen Karton. Es ist der Metallkrug, den ich für Edi bestellt habe. Sie ist immer so durstig, und ich bin zu faul, um ihr Glas jedes Mal in der Küche aufzufüllen, wie es vorgeschrieben ist. Ein Zettel mit der Aufschrift MONTAGEANLEITUNG flattert aus dem Karton, und ich hebe ihn auf, während Jonah und Honey sich umarmen und Belle sich über meine Schulter beugt, um einen Blick darauf zu erhaschen. Die Anweisung besteht einfach nur aus einer Abbildung des Krugs, auf die ein Pfeil zeigt.

Belle lacht. »Das ist so was von superqueer!« Sie hat das Wort *queer* bereits für sich eingefordert, um ihre eigene Sexualität zu beschreiben – doch sie scheint es *erneut* einzufordern, um es als alltäglichen Ausruf zu gebrauchen. Sie befestigt den Zettel mit einem Magneten am Kühlschrank, lässt Indigo Girls über Spotify laufen und scheucht uns alle an den Tisch.

Die Enchiladas sind dunkelrot, duftend, scharf und einfach köstlich, Käse quillt aus ihnen heraus und tropft in die Pinto-Bohnen, die Belle mit Lorbeerblättern und Zwiebeln angeschwitzt hat.

»Das ist fantastisch«, schwärme ich, und Jonah und Honey stimmen mir zu. Ich liebe die Menschen, die um diesen Tisch herumsitzen, so sehr, das Essen ist so gut und Edi so krank, und außerdem vermisse ich Jules, auch wenn sie nur eineinhalb Stunden von hier entfernt wohnt. Dazu das wunderbar changierende Licht! Meine erbärmliche Ehe! Der Rotwein, der Kerzenschein und aus den Lautsprechern ertönt »Galileo«. Ich könnte einfach nur heulen.

»Ich könnte gerade einfach nur heulen«, sage ich dann auch, und alle nicken, vermutlich, weil ich gleich heulen *werde* – eine Wendung der Ereignisse, die keinen hier sonderlich überrascht.

Belle tätschelt meinen Arm und sagt: »Alles gut«, wie man das sagen würde, wenn man einem weinenden Kind ein Pflaster über einem unsichtbaren Papierschnitt anbringt, und ich muss lachen.

Honey bringt uns auf den neuesten Stand von Edi, wie uns das zur Gewohnheit geworden ist: Derjenige, der als Letzter bei ihr war, muss allen anderen jedes kleinste Detail erzählen, was er gehört oder festgestellt hat. Es gibt keine bahnbrechenden Neuigkeiten. Sie habe müde ausgesehen, verkündet Honey, was irgendwie redundant ist. Sie habe im Sessel am Fenster sitzen wollen, doch nachdem sie zweimal vergeblich versucht habe, die Beine über den Rand des Bettes zu schwingen, habe sie ihre Meinung geändert und sich wieder hingelegt. Sie habe ein paar Bissen der von Olga als *Nudelborschtsch* bezeichneten Minestrone gegessen und zusammen mit ihm zugesehen, wie die Minestrone durch ihre palliative Gastrotomie floss, ihre PEG-Sonde – durch die ihr Mageninhalt abfließt, damit sie sich nicht erbrechen muss (eine PEG-Sonde beobachten ist das neue *Naked Survival – Ausgezogen in die Wildnis*, wie Jonah das gern umschreibt). Sie haben ihren PICC-Katheter gewechselt. Dann habe sie THC-Gummibärchen gegessen, mit Dash und Jude gesprochen, wegen Dash geweint. Und geschlafen.

»Tut mir leid, mein Schatz.« Mit diesen Worten richtet sich Honey an Belle. Ich empfinde genauso. Es verlangt einem Teenager sehr viel ab, sich eine Unterhaltung anhören zu müssen, die ziemlich uninteressant, gleichzeitig aber auch schrecklich traurig ist, als würde jemand erzählen, er habe Golf gespielt, aber im Traum, während gleichzeitig das »Requiem« von Mozart ertönt.

»Also bitte«, sagt Belle. »Worüber sollen wir denn sonst reden? Darüber, dass die Stachelschweine den Mais füttern? Es geht mir gut. Wirklich, alles okay.« Dann fügt sie noch hinzu: »Also, natürlich nicht *alles*, ihr wisst schon.«

Jonah steht auf, zieht seine teuren, festen Winterstiefel an – er geht für eine Weile ins Unflätig –, und ich räume den Tisch ab, während Belle die Reste der Enchiladas in eine Tupperdose packt.

»Nimm die hier für Edi mit, okay?«, bittet sie Jonah.

»Danke. Da wird sie sich freuen.«

Honey fragt Belle, ob sie ein Spiel spielen will, ehe er geht. »Dutch Blitz? Kniffel? Astragaloi?«

»Nein, danke, aber nett, dass du gefragt hast, Dad. Ich sollte besser meine Mathe-Hausaufgaben machen.« Sie küsst ihn auf die Wange und verschwindet nach oben. Sie ist immer schrecklich lieb zu Honey, was ich zu schätzen weiß. Es ist wohl nur fair, dass sie die Momente, wenn ihr Temperament mit ihr durchgeht, sie die Krallen ausfährt oder zu einem ungestümen Tornado wird, für mich aufbewahrt. All die scharfzüngigen Kobras, die fauligen Halloweenkürbisse und die überlauten Talkshowgäste ihrer Seele. Moment. Ist das *wirklich* fair? Ganz so sicher bin ich mir tatsächlich nicht.

Honey fragt mich, ob ich möchte, dass er bleibt oder geht, und ich sage ihm, dass ich einfach nur keine Entscheidung mehr treffen möchte, also schenkt er uns Wein nach, und wir setzen uns zusammen auf das Küchensofa. Jelly verpasst seinem Kinn Kopfstöße wie eine Ziege, dann rollt sie sich auf seinem Schoß zusammen, und Thumper, unsere zweite Katze, streckt sich mit dem Bauch

nach oben neben ihm aus. Honey streichelt die Katzen und singt ihnen Bob Marleys »One Love« vor – er tauscht nur das Wort *Love* gegen *Cat* aus.

Ein paar silberfarbene Strähnen blitzen in Honeys dunklem Haar auf, das ihm über die Stirn und ins Gesicht fällt, wo es sich mit dem Bartansatz vom Tagesende vermischt. Er trägt noch immer die kleine silberne Kreole, die ich ihm ganz zu Beginn unserer Beziehung geschenkt habe. Er trägt noch immer seinen Ehering. Die Liebe, die ich für ihn empfinde, fühlt sich an wie etwas, das sich unter meinem Rippenbogen zusammenkrampft.

»Das war so lange Zeit mein Zuhause«, sagt er einfach nur, leicht verblüfft, wie etwas, das man sagen könnte, wenn man mit dem Auto durch die ehemalige Nachbarschaft fährt.

»Das ist es immer noch, Hon.« In Wirklichkeit ist es das aber nicht mehr. »Es tut mir leid«, füge ich hinzu.

»Es ist, wie es ist«, meint er nur und ergreift dann meine Hand – seine große, warme, vertraute Hand – und legt unsere Hände auf die Katze.

»Ich bin immer da«, sagt er. Und er könnte damit meinen, hier, in seinem alten Zuhause, was durchaus auch stimmt – denn er ist wirklich die ganze Zeit hier. Er könnte damit aber auch meinen, hier, für mich da, was jegliches eheliche Versprechen beinhaltet, was ebenfalls zutreffend ist.

»Ich weiß«, murmle ich. »Aber ich bin so müde.«

Bei seinen nächsten Worten klingt seine Stimme ganz belegt: »Ach Ashley.« Mehr sagt er nicht.

### Kapitel 3

Cedar kommt in Edis Zimmer. »Oh, shit, sorry! Entschuldigung!«, prompt tritt er den Rückzug an und will schon die Tür hinter sich schließen.

Edi und ich rufen gleichzeitig verschiedene Versionen von: »Nein, nein, alles gut! Komm rein! Wir sind fertig.«

Ich knie gerade mit eingeschalteter Stirnleuchte rittlings über Edi im Bett, um ihr so die Haare am Kinn auszuzupfen, doch jetzt springe ich rasch herunter, werfe die Pinzette in meine Tasche und ziehe mir einen Stuhl ans Bett.

Gräulicher Schneeregen prasselt ans Fenster, und Cedars Haare sind klatschnass. Ich vermute mal, dass er mit dem Rad hergekommen ist, aber ich versuche, ihn nicht wie eines meiner Kinder zu behandeln, also stelle ich keine Fragen. Aus der Küche weht der Duft von Pancakes herein. Ein paar Freiwillige bereiten Frühstück für alle diejenigen zu, die hier noch etwas essen. Es ist Nachmittag, aber im Unflätig ist niemand hinsichtlich der Konventionen, die gemeinhin als morgens, mittags, nachts oder sonstige Zeitspezifika gelten, sonderlich wählerisch.

»Irgendwelche Wünsche?«, fragt Cedar und holt seine Gitarre aus dem Koffer.

Edi rutscht im Bett etwas nach oben, streicht sich eine Strähne aus dem Gesicht und sagt: »Oooooohhhh. Das ist jetzt wahrscheinlich ein bisschen weit hergeholt. Aber kennst du vielleicht ›April Come She Will‹?«

»Kenne ich nicht«, sagt Cedar. »Aber ich kann es googeln.« Er wirft mir einen flüchtigen Blick zu, und ich mime das Gesicht von *Der Schrei*, woraufhin er schnell wieder wegsieht, schmunzelt und sein Handy aus der Hosentasche zieht. »Simon und Garfunkel. Gefunden«, verkündet er und klimpert einen Moment lang auf seiner Gitarre herum, dann singt er es für uns, hält immer mal wieder inne, während er den Songtext weiter nach unten scrollt.

Ich muss daran denken, wie ich einmal bei Edi zu Besuch war, als wir zehn waren und gerade mit unseren beiden identischen Snoopy-Stofftieren spielten – sie waren krank oder heirateten, vielleicht auch beides –, und dann stand auf einmal Jonah in der Tür. Er sah richtig gut aus in seinem Krokodil-Shirt und dieser Andeutung eines Schnurrbarts, und er hielt einen Kassettenrekorder in der Hand. Außerdem war er wütend.

»Hast du das gemacht?«, fragte er und drückte auf PLAY, dann hörten wir ihn kurzzeitig in gebrochenem Hebräisch singen – *Barukh ata Adonai, eloheinu melekh ha-olam* –, ehe der Gesang abbrach und stattdessen Edis Stimme erklang, wie sie inbrünstig »Maybe« aus *Annie* schmetterte. »Hast du dich selbst aufgenommen und dabei meine Haftara-Übungskassette überspielt?«

Ungerührt sah Edi ihn an und sagte ganz ruhig: »Natürlich nicht.«

Cedar spielt eine Weile für Edi, und ich bringe mich über das Handy auf den neuesten Stand. Ich habe einen automatisierten Anruf von Belles Schule erhalten, der mich über ihre Abwesenheit informiert.

»DA HAT JEMAND EINEN HAARBALL AUF DER COUCH HERAUSGEWÜRGT«, hat Belle mir getextet, und ich schreibe ihr zurück, wenn sie in der Schule wäre, wo sie eigentlich sein sollte, müsste sie sich nicht

mit diesem Problem herumschlagen. »Warum bist du nicht in der Schule?«, füge ich noch hinzu und bekomme von ihr ein zweideutiges Emoji mit Heiligenschein zugeschickt.

»Neue Idee: ein Restaurant namens Kalium!«, hat Jonah geschrieben. Denn seit Neuestem sind Edis Kaliumwerte schrecklich niedrig. »Auf der Speisekarte stehen Muscheln, Bananen und Trauben.«

»Gute Idee«, schreibe ich zurück.

Postwendend trifft von Jonah erneut ein »Kalium!« ein.

Dann eine Nachricht von Edis Vater, der in seiner Wohnung in Florida ist. »Schreib mir, wenn ihr einen Notfall habt.«

»Weißt du, was ein Hospiz ist?«, schreibe ich, lösche es dann aber wieder. »Ein Notfall \*im Hospiz\*? Wenn es brennt?«, schreibe ich, lösche aber auch das wieder. »Okay«, tippe ich dann und drücke auf SENDEN.

»Was ist verdammt noch mal ein Stufenfalz?«, schreibt Belle, und ich antworte ihr, dass sie den Fernseher ausschalten und in die Schule gehen soll. *Wenigstens sieht sie sich normale Fernsehsendungen an!*, denke ich, was eigenartig ist.

Ihre Schwester hat mir unterdessen ein paar bunte Herzen geschickt. »Ich denke gerade an dich«, hat sie dazugeschrieben.

Ich schicke ihre eine lange Reihe voller X und O zurück.

»Hey Jude«, schreibe ich, wie ich das nun mal gern mache, und bekomme umgehend ein augenrollendes Emoji von Jude zugeschickt.

Edi döst weg, dann schläft sie ganz ein, während Cedar den David-Bowie-Song »Heroes« spielt. Das ist einer von Edis absoluten Lieblingssongs. Nach ihrer ersten Operation habe ich ein Banner mit der Aufschrift WE CAN BE HEROES gemacht, wobei jeder Buchstabe auf einem kleinen Wimpel stand, und sie hat es in ihrem Krankenzimmer aufgehängt.

»*Debulking?*«, sagte sie ungläubig hinsichtlich der Prozedur für das Entfernen ihres Tumors. »Echt jetzt? Sie wollen was machen? Einfach ein bisschen was von oben abkratzen? Das ist nicht gerade der *optimistischste* Name.« Damals versuchten wir noch, zu verstehen, was aus ihrem Leben werden würde. Aber wir sind wohl noch immer damit beschäftigt, das zu verstehen.

Ich schleiche mich zusammen mit Cedar aus dem Zimmer, als er fertig ist. Olga ist auf dem Gang und hält eine Schere hoch, als sie mich sieht. »Machst du Pflege. Kannst du machen das?«

»Ich kann! Also, wahrscheinlich schon, was auch immer das ist.«

»*Chaare* schneiden?«

»Deine?«, will ich wissen.

Daraufhin lacht sie, fährt sich beschützend über ihren schicken blonden Helm und stellt klar: »Nein. Nein! Junior. Für Feier.«

»Sicher«, sage ich. »Gern.« Eigentlich sollte ich wohl besser nach Hause düsen und etwas arbeiten, aber ich hatte eine ukrainische Großmutter, also ist es mir wichtig, dass Olga mich ganz besonders mag. Nun ja, Olga und jeder andere Mensch auf dieser Welt.

»Komm«, sagt sie. Ich folge ihr zwei Türen den Gang hinunter, wo Junior im Rollstuhl neben dem Fenster sitzt und die Rotkardineale am Futterhäuschen beobachtet. Wie Ruth ist auch Junior schon seit über einem Jahr hier. »Eigentlich ist er am Sterben«, hatte mir Doktor Soprano erklärt. »Aber seiner Versicherung wäre es wohl nicht unrecht, wenn er sich etwas mehr hinter dieses Projekt klemmen würde.« Heute hängt ein Luftballon an seinem Stuhl, und er trägt eine glitzernde Tiara auf dem Kopf. Sein blaues Hemd ist gebügelt und frisch, steckt ordentlich in seiner Pyjamahose.

»Hallo, Junior«, begrüße ich ihn. »Ich bin's, Ash. Edis Freundin. Ist heute dein Geburtstag? Alles Gute zum Geburtstag!«

»Dir auch alles, alles Gute«, sagt er.

»Er wird heute *einhundert*«, teilt mir Olga mit.

»Einhundert!«, rufe ich.

Junior fragt: »Einhundert was?«

»Einhundert Jahre alt.«

»Das bist du nicht!«, ruft er. »Das kannst du nicht sein!«

Ich lache. »Du«, sage ich dann.

»Ich was?«

»Du bekommst einen neuen Haarschnitt.«

»Ja«, sagt Junior. »Nur ein bisschen kürzen. Ich will nicht zu viele Haare lassen.«

»Nicht zu viele Haare lassen!«, sage ich lachend.

»Ja«, sagt er einfach nur.

*Ihr macht mich hier fertig.*

Die Menge Haar auf Juniors Kopf lässt sich nur schwer unterschätzen. Es ist wie der Flaum eines kleinen Entenkükens, allerdings ist es ein Entenküken mit Bürstenschnitt und Haarausfall.

»Kleinen Moment bitte«, entschuldige ich mich, verschwinde kurz und hole ein Laken aus dem Warmhalteschrank, breite es aus und lege es schwungvoll um seine Schultern. Vorsichtig nehme ich ihm die Geburtstagskrone ab. Seine Haare fühlen sich wie Spinnweben unter meinen Fingern an.

Junior lächelt und meint: »Hätte ich gewusst, dass du kommst, dann hätte ich die Zähne reingemacht.«

»Also bitte«, sage ich. »Zähne sind völlig überbewertet.«

Ich schneide ganz behutsam, achte darauf, ihm nicht aus Versehen ein Stück von einem seiner papiernen, blassen Ohren abzuschneiden.

»Wie lange arbeitest du schon als Frau als Herrenfriseur?«, fragt er.

»Noch gar nicht lange! Abgesehen davon, dass ich schon immer eine Frau gewesen bin. Aber ich lerne schnell.« Ich mache viel Wirbel darum, seine Seiten anzugleichen. Als ich ihn zum Spiegel fahre, damit er sich ansehen kann, kneift er die Augen zusammen und berührt seinen Kopf.

»Und, was denkst du?«

»Worüber?«

»Keine Ahnung. Über alles, denke ich mal.«

»Schenk der Welt ein Lächeln, dann lächelt sie mit dir«, verkündet er, dann strahlt er mich im Spiegel an, sein Mund eine vergnügliche Höhle, die sich durch sein fehlendes Gebiss auszeichnet.

Olga kommt zurück und lobt: »Schöne *Chaarschnitt*! Wie in echte Salon! Ich chole Besen!« Mein Blick schweift über den Boden, auf dem etwa ein Viertel Teelöffel voll Flaum herumliegt. Ich stelle mir vor, wie ich es mit den Fingerspitzen einsammle, in einen Umschlag stecke und die Haarspende an die Organisation Locks of Love schicke. *Gern geschehen!*, könnte auf dem Begleitschreiben stehen. *Nicht alles auf einmal verbrauchen! Hahaha!*

»Mein Geldbeutel liegt auf der Kommode«, sagt Junior.

»Das geht aufs Haus. Zu deinem Geburtstag.«

Er bedankt sich bei mir, wirft mir eine Kusshand zu und winkt zum Abschied.

Ich spähe in Edis Zimmer, sie hat die Augen geschlossen, aber sie stöhnt. Ich setze mich auf den Bettrand. »Eds«, flüstere ich. »Ist alles okay?«

»Ja, es geht mir gut.« Dann stöhnt sie noch ein bisschen.

»Aber du *stöhnst*.«

»Tue ich das?«, murmelt sie und fügt dann verlegen an: »Wohl schon.«

»Hast du Schmerzen?«

Wieder stöhnt sie. »Nicht wirklich«, dann macht sie die Augen auf.

Selbst im Hospiz, wo ihre Zähne mit jedem Tag größer werden, weil der Rest ihres Gesichts immer mehr schwindet, sieht Edi aus wie ein italienischer Filmstar: dunkle Augen, dunkle Augenbrauen und ein Lächeln, das vermutlich auch die Leute noch blendet, die zwei Städte von hier entfernt wohnen, – wahrscheinlich müssen sie sich schützend die Hand vors Gesicht halten und wundern sich, woher das Strahlen kommt, dabei ist es Edis Lächeln. Sie trägt ein altes Talking-Heads-T-Shirt von Jonah, und ihr Schlüsselbein steht oben heraus, wie, na ja, wie *Knochen* das nun einmal tun. Es ist wohl kein Zufall, dass man den Menschen, je näher sie dem Tod kommen, immer mehr ansieht, dass sie nichts als Skelette in einem ausgeklügelten, fleischlichen Wartezimmer sind.

Doch jetzt gerade lächelt sie nicht. »Ich mache mir Sorgen, ich hätte nicht hierherkommen sollen«, sagt sie.

»Ins Unflätig?«, frage ich.

»Ja.«

Ich nicke.

»Ich sollte in Brooklyn sein.« Dort sind Jude und Dash. Dort lebt Edi. Dort *lebte* sie? Lebt. *Lebte*.

»Rede mit mir«, bitte ich, doch sie schüttelt den Kopf und weint nur ein bisschen.

Ihr vorzuschlagen, dass sie hierherziehen soll, ist so schrecklich gelaufen, wie man es sich nur vorstellen kann. Edi hatte nur geweint – zuerst bei der Erwähnung des Hospizes, dann bei der Vorstellung, Dash zu verlassen.

»Das kann ich nicht machen«, schluchzte sie. »Das werde ich nicht machen.«

Wir nickten und beschwichtigten: »Aber natürlich, okay«, saßen ganz belämmert und verzweifelt da, während sie immer mal wieder wegschlummerte und dann erneut aufwachte. »Wir müssen uns einen Plan B überlegen«, sagte Jude, und ich stimmte ihm zu. Aber das machten wir nicht. Irgendwann war es dann richtig spät geworden. Jude schlummerte, und ich packte meine Sachen zusammen, um zu gehen.

Da wurde Jude wieder wach. »Hey, nimm dir ein Taxi zu deinen Eltern, ja?«

»Okay.«

»Ash«, sagte er müde.

»Was?«

»Nimmst du doch die U-Bahn?«

Natürlich würde ich die U-Bahn nehmen! Wer war ich – Bill Gates?

Edi machte die Augen auf und sagte entschlossen: »Okay.« Sie bezog sich damit jedoch nicht auf mein Transportmittel. Sie trank einen Mini-Tetrapack Apfelsaft in einem Zug leer und verkündete: »Bring Dash morgen hierher, danach gehe ich. Ich möchte nicht darüber sprechen.«

Also umarmten wir sie nur schweigend. Wir hielten sie fest, während der größte Verlust ihres Lebens – der größer war als der tatsächliche Verlust ihres eigenen Lebens – bleischwer in sie hinabsank.

»Dash ist erkältet«, sagt Edi jetzt. Das hatte Jude mir bereits erzählt, der mir ein Foto von Dash mit seiner kleinen roten Nase und einem witzigen und absolut übertriebenen Stirnrunzeln geschickt hatte.

»Arme Schnupfennase.«

Doch Edi schüttelt wieder den Kopf. *Nein*. »Ich bin nicht *dort*«, sagt sie. »Ich bin nicht da, um sein Ei zu verrühren oder ihm einen Kuss auf die Stirn zu drücken. Mein Baby. Ich werde *nicht da sein*. Sein ganzes restliches Leben über wird er krank sein, ohne dass ich bei ihm bin. Wie kann das sein?« Sie bricht in Tränen aus und hört gar nicht mehr auf, zu weinen. Unbeholfen beuge ich mich über das Bett, um sie irgendwie festzuhalten, und schniefe dabei auch etwas Rotz in ihre Haare.

»All das Umsorgen«, sage ich. Dann lehne ich mich zurück, um sie anzusehen. Auch ich weine. Weine und rede. »All das steckt in seinen Knochen. Genau daraus bestehen sein Körper und sein Geist. Die Plazenta, die du aus dem Nichts erschaffen hast, deine Milch, mit der du ihn ernährt hast. All die Pancakes und Pausensandwiches, all das Essen und deine Fürsorge.« Sie sieht mich an, nickt, und obwohl ich gerade panisch werde und total improvisiere, sprudeln die Worte aus mir heraus wie ein Schwall Wasser, als wäre ich ein Schlauch an einem Setting für *Tränenreiches Trösten*. »Alles, was du ihm je zu essen gegeben hast«, sage ich. »Sein ganzes Sein besteht voll und ganz aus deiner Liebe.«

Mein Wortschwall verringert sich zu einem Tröpfeln und versiegt dann ganz. In dem Moment des Schweigens ertönen die ersten Noten von *Der Fiedler auf dem Dach* und Ruths Klatschen. Farah Fawcett, Unflätigs schreckhafte, Musik fürchtende Golden-Retriever-Hündin, saust in Edis Zimmer und versteckt sich hinter der Tür.

»Ash«, sagt Edi. »Ash, es bricht mir das Herz. Ich sterbe.«

»Ich weiß«, erwidere ich und halte mich gerade rechtzeitig davon ab, zu sagen: »Ich auch.«